

nicht zum Tadel der Klugen, recht anmuthigen und weise begabten Raisen, sondern zur Warnung des Directors bemerkt, dass er in seiner administrativen, aber unklüsterischen Reizung folgt, alle alles spielen zu lassen. Ich weiß schon, dass das bequem ist und aus manchen Störungen hilft. Aber man darf nicht vergessen, dass es zwei arge Folgen und zuletzt eine unaufhaltbare Wirkung hat: es bringt die Großen um ihren Credit; es hemmt die Kleinen im Wachsen; und so bildet es Manier statt Eitel aus. Die Großen können nur, was in ihrem Wesen liegt; mit Pflichten, die ihnen nicht analog sind, wissen sie sich gar nicht zu rathen; so wird man an ihnen irre und sie werden es selber an sich. Die Kleinen zerspreizen sich, während man sie sammeln und erst recht von sich penetrirten sollte, bis sie sich auf ihren Kern doch endlich bestimmen und alle Säfte aus ihm ziehen; es fördert nicht, wenn sie allerhand Geberden äßen, die doch ihrer Seele nicht gehören; sondern man soll ihnen nehmen, was ihnen freud und nur von außen in sie getragen ist, soll sie zu sich selber bringen und ihnen helfen, sich und ihre Mittel zu finden. Eine Bühne hat Eitel, wenn jeder Schauspieler sein Wesen weiß, die Mittel hat, es rein darzustellen, und dann auf den Platz kommt, der diesem Wesen gebührt; aber wenn er nur lernt, sich und die anderen über sich zu täuschen, dann hat sie bloß Manier. Darum ist es die erste Pflicht einer künstlerischen Leitung, die Schauspieler in ihren Grenzen zu halten.

Das dritte Concert der Philharmoniker brachte als Neuigkeit die bacchantisch dahinraufende Ouvertüre „Carneval“ von Anton Dvořák. Der Programmzettel verschweigt die Spuszahl. Und doch ist es interessant, dass der Componist in unmittelbarer Folge der Zählung (91, 92, 93) drei Ouvertüren zugleich veröffentlicht hat, von denen die erste: „In der Natur“ ein Motiv in pastoraler Färbung als Hauptgedanken bringt, das im „Carneval“ und im „Ethelo“ epifodisch wiederkehrt. So erhalten die drei Ouvertüren eine über ihren Titel hinausgehende ideale Verbindung und es scheint nicht gut gethan, die Reihenfolge bei der Aufführung umzustößen, wenn man schon nicht alle drei in Einem Concert geben will, wie es eigentlich in ihrer euclydischen Art gelegen wäre. Auf diese Weise hätten wir etwa gar die Carnevalouvertüre in der wirklichen Faschingszeit hören können. Eine Ideenverbindung führt von der Carnevalouvertüre auf Verlotz, dessen Ouvertüre zu Remo und Cellini mit ihrer Vorahnung des Meisterfingermotivs das Concert einleitete. Der Vollständigkeit halber sei noch angeführt, dass wir auch das Gotmark'sche Violinconcert, gewidmet von Fr. Rosa Hochmann, und die reizvolle Symphonie von Schumann, diese als das älteste Stück des modernen Programmes, zu hören bekamen.

H. B.

r-sch.

Man schreibt uns aus Berlin: Im Salon Schulte sind acht Werke von Meister Böcklin ausgestellt. Das ist heute wohl wie früher in Wahrheit nur ein Ereignis für die Wenigen. Außerlich scheint es freilich anders, denn Böcklin ist Mode, und ganz Berlin drängt sich in dem kleinen Raum, weil man die Bilder gesehen haben muß. Neben älteren Bildern, der ersten Fassung der Todteninsel, dem schönen Sommeridyll und anderen, sehen wir ein prächtiges unbekanntes Werk „Triton und Nymphen“. Mitten im weiten Meere, das den bleigrauen Himmel widerspiegelt, ragt aus den schäumenden Wogen ein Felsenriff. Die Nixe liegt mit gelösten Gliedern in friedlichem Schlummer, der Triton, ein zottiger brauner Dursche mit glühenden Augen, bewacht sein Lieb. Es ist eines der Werke, von denen man unmittelbar fühlt: das ist unsterblich, denn nur dieser Einzige konnte es schaffen. In einem kleineren neuen Bilde lernen wir einen neuen Böcklin kennen. Hier ist der Meister unter die Freilichtmaler gegangen und macht in sozialer Kritik. Aber er begnügt sich in beidem nicht mit matter Halbheit. Grell leuchtet Meer und Himmel des Sonnetages in fast blendendem Weiß. Der heilige Francisus, ein derbstochiger fanatischer erregter Vater, predigt den Frischen Pufe und Nächstenliebe. Besonders auf einen Hai hat er's abgesehen, der sich propag nach vorne gedrängt hat und scheinbar gerührt mit heuchlerischem Augenaufschlag dem Verredten lauscht. In der Predella ist dann die Tiefe des Meeres geschildert in echt Böcklin'scher Farbenpracht: Der fromme Herr Hai ist juristisch gelehrt und frisst nach wie vor feelenruhig die Fische auf. Unter den übrigen Bildern, denen natürlich die Nachbarschaft sehr gefährlich ist, fallen die Landschaften des Markgrafen v. Soltmann durch die Reife und Vornehmheit der modernen Mode auf. Ein Bildnis Fontanes von Fehner ist vortrefflich. Warthmüller, Floet und Döniger sagen nichts wesentlich Neues.

F. St.

Bücher.

Professor Dr. Julius Platter: Kritische Beiträge zur Erkenntnis unserer sozialen Zustände und Theorien. Basel, Verlag von Dr. H. Müller 1894. Es ist ein weiter Weg, den Julius Platter von Innsbruck über Gernowitz nach Atrich genommen hat; aber noch weiter ist die Bahn der inneren Entwicklung des trefflichen Lehrers der Staatswissenschaften am eidgenössischen Polytechnicum, deren einzelne Etappen er uns nimmere an der Hand seiner gesammelten Reden und Aufsätze verfolgen läßt. In der Antitritterede, die er vor vierzehn Jahren in Atrich gehalten, hat er sich noch bemüht, haarscharf zu beweisen, dass das Recht auf Existenz ein Umling ist; denn, so lauter seine Beweisführung, alle jene, die dergleichen bestritten: Duet, Herbert, Spencer, Adolf Wagner sind doch nur mehr oder weniger verfeinerte Communisten, der Communismus aber ist ein unwirtschaftliches, unmögliches Princip. Im Jahre 1888 steht Platter dieses Problem bereits mit anderen Augen an: da nennt er die deutsche Altersversorgung einen schlechten Communismus, den die Bestehenden zu ihrer eigenen Entlastung den Bestloßen auferlegen. Man darf also daraus schließen, dass auch gute communisistische Einrichtungen immerhin denkbar sind. Im Jahre 1893 endlich bekennet Platter, da er vom „Geist in der Socialpolitik“ spricht, frei und offen: „Wir meinen hiernach, dass diejenige Regierung heutzutage die modernste und beste ist und die größte Garantie für eine friedliche Entwick-

lung des Volkes bietet, welche am ... demokratisches Blut im Leibe hat, deren Bild also am wenigsten von Classenvorurtheil und Standesdünkel getrübt ist.“ Zwischen diesen Worten innerer Fortbildung liegt die ganze Fülle wissenschaftlicher Arbeit, freien Denkens und freimüthiger Rede, die Zeugnis ablegt sowohl von der Trefflichkeit des Mannes, als auch von der bildenden Kraft der Institutionen, unter deren Schutz und Einfluss solche innere Wandlung sich vollziehen konnte. Theorie und Praxis in Volkswirtschaft und Socialpolitik sind in gleicher Weise das Feld, auf welchem Platter unermüdblich thätig ist; aber er ist nicht so sehr Säemann, auch nicht Schlichter, sondern hilft am liebsten das Feld zu jäten. In der Kritik ist er der Besten einer; so gehört die Behandlung, die er der „Katheberweisheit der christlich-ethischen Nationalöconomie“ in der Besprechung des Systems von Gustav Cohn angedeihen läßt, zu jener Art von Kritik, die in der schärfsten Negation positiv wohlthätig wirkt. Manches, was nur für den Tag geschrieben, läuft ja auch mit unter, und wenn Platter Zukunftsgebäude, wie z. B. ein Defensreich ohne Nationalitätenkampf konstruirt, so hat dieser Bau doch recht bedenkliche Aehnlichkeit mit glänzenden Luftschlossern politischer Phantasie. Aber aus allem, was in dem Buche steht, spricht ein gründlicher, freier Denker in klarer, einfacher und darum eindrucksvoller Sprache zu uns; lebendig wie die gesprochene Rede, wirkt da das geschriebene Wort. So schafft Platter über den engeren akademischen Wirkungskreis hinaus in freier publicistischer Thätigkeit als Volksbildner im schönsten Sinne dieses oft mißbrauchten Wortes. Es mag gestattet sein an dieses Beispiel der inneren Entwicklung eines wahrhaft volkstümlich gewordenen Lehrers der Staatswissenschaft die Hoffnung anzuknüpfen, dass das alte Stammland politischer Freiheit sich auch künftig als Heimstätte dauernden socialpolitischen Fortschritts in Lehre und Praxis erweisen werde.

Dr. J. M.

B. J. Nagradow: Moderne russische Censur und Presse vor und hinter den Coulissen. Berlin 1894. Verlag Siegfried Cronbach.

Dieses aus russischen Emigrantenkreisen stammende Buch charakterisirt am besten seine Form. Fast auf jeder Seite stören Ausdrücke wie „unser droit“, die „gauche“ oder gar „fanatiker der extrême droite, diese papierenen Volksbeglucker de la extrême gauche“; „interne“, „externe“ und „die stiehebe“ Politik lehren regelmäßig wieder, Gedankenstriche, Wäuselstichen und unnötige Citate gibt es in Ueberfülle, die Anmerkungen nehmen in diesem publicistischen Werk oft vielmehr Raum ein, als der Text. Berichtigungen und Ergänzungen füllen fast vierzig Seiten. So verworren, bunt, und schwer genießbar ist auch der Inhalt. Man muß das bedauern, denn „ein beschreibend-kritisches Werk über die moderne russische Presse“, wie es der Verfasser oder die Verfasser — Nagradow ist offenbar ein Pseudonym — liefern wollten, würde gewiss einem dringenden Bedürfnis abhelfen, denn es ist keine Lieberredung, wenn in der Vorrede gesagt wird, dass die russische Presse eine relativ sehr große Rolle im politischen und gesellschaftlichen Leben spielt und eine Macht ist, mit der jede Regierung zu rechnen hat, mag sie nun dieselbe beeinflussen oder von ihr selbst beeinflusst werden. Das Werk verräth Sachkenntnis und man wird darin manchen guten Kern finden, wenn man sich die Mühe nimmt, ihn unter den Schrüllen und den zahlreichsten oft ganz ungerathenen Ausfällen zu suchen. Dem europäischen Publicum und der Sache selbst hätte der Verfasser entschieden viel besser gedient, wenn er einfach die Thatfachen hätte sprechen lassen.

Dämon Kleist. Novellen von Georg Dirschfeld. Berlin, S. Fischer, Verlag 1895.

„Erstschossen hat sich am Abend des 21. November im Walde bei Wannsee ein achtzehnjähriger Gymnasiast aus Berlin am Grabe des Dichters Heinrich von Kleist“. Zu dieser Zeitungsnotiz, die er als Motto citirt, hat Dirschfeld die Vorgeschichte geschrieben. Man sagt dem Ungarn Solai nach, dass er seine Romane gleichsam als die ersten 4 Acte zum gegebenen fünfsten, zu einer bekannten Katastrophe, schreibe. Daselbe hat hier ein junger Deutscher versucht, freilich in anderem Sinne. Daselbe hat hier ein junger Deutscher selbst zu einem angeführten Effecte führt; welchen Dichter mag das heute noch locken? Heute ist eine solch äußerliche Begebenheit für den Dichter höchstens ein „Document“. Als erzählerisches, malerisches Talent schöpft er daraus die Stimmung, die Situation, decorative Reize; als Dramatiker aber lernt er daraus für seine Menschen und ihre Geberden. Der letztere Fall ist der des G. Dirschfeld, und dass er trotzdem die Kunstform der Novelle wählt, gerade das gibt seinem Werke einen ganz eigenenthümlichen pikanten Beigeschmack. Nicht eine halbe Seite lang stockt darin das dramatische Hin und Wieder der Personen, ihrer Sympathien, ihrer Contraste. Kein Stimmungsbild fesselt ihn, keine Zeitidee fällt in sein Gebiet; sein ganzes Interesse hat der Mensch. Und das vor allem in einer ganz eigenthümlichen Richtung, die sich nur noch bei dem Meister des G. Dirschfeld, Gersh, Hauptmann, verfolgen läßt. Ich meine die Art, die Menschen von außen, ihre höchst individuellen Unterschiede und Eigenheiten immer nur als Unterschiede und Eigenheiten der Rasse zu sehen. Es sind die ungemein fein, ja fast übercharakteristisch vom Dichter getrennten Rassen, die in „Friedensfest“ und „naturalistische“ — Kampf von Vatererde gegen Muttererde, von familiären Rassenunterschieden, beinahe im thierischen Sinne, juristisch fassbar. Das zeigt sich noch deutlicher, bewusster als bei Hauptmann in der vorliegenden Novelle; Herr Dirschfeld hat darin seinen Meister unstrittig gemeistert. Auf die eine Seite stellt er den gottesgläubigen Gymnasialdirector sammt Frau und ihren wohlgerathenen Sohn, den 18jährigen Eckard, auf die andere ihre herbenstranke Tochter Martha und den jungen unglücklichen Vetter aus der Fremde, den Kleistenthustischen Wilhelm. Wie dieser, als Waise, als stößt und nur mit Martha sich zusammensucht und dann, wie auf einem unausweichlichen Schicksalswege, aus dem Leben geht, — das wird hier von einem ganzen Dichter erzählt. Die zwei Rassenmenschen, die beiden Altersgenossen Eckard und Wilhelm, der edle, einsichtige Sprößling der vornehmen, feierlichen Familie; und der umerzogene, wildmerckliche Sohn verunglückter Eltern neben einander leben und gleichsam naturnotwendig aneinandergerathen, — das hat der Dichter mit einem scharfen und gewissenhaften